

Erinnerungen an Rosenhagen

Von Dieter v. Restorff



Gutshaus-Rosenhagen

Lebensspuren, Gedanken, Bilder, Augenblicke, Gefühle, verlorene Dinge können vergessen werden; aufgezeichnet lassen sich diese als Geschichten weitertragen. Mögen sie für Interessierte erhalten bleiben.

Aus einem grau verhangenen Himmel regnete es Bindfäden, als am 24. Januar 2008 Friedrich-Wilhelm Plautz, letzter Herr auf Groß Nienhagen/Mecklenburg, in Gleschendorf bei Ahrensbök/Schleswig-Holstein zu Grabe getragen wurde. Auf dieser Beerdigung mit mehreren hundert Trauergästen erwies ich, der letzte Restorff aus Rosenhagen, Friedrich Wilhelm Plautz, dem Landwirt aus Groß Nienhagen, die letzte Ehre. Waldhörner ließen dort ein letztes Lebewohl erklingen. Zuvor fand ein bewegender Abschied mit einer Trauerfeier auf seinem nach der Wende wieder erworbenen Gut in Groß Nienhagen statt.

Dieses Ereignis war der Auslöser für meine Aufzeichnungen. Meine liebe Frau Fricka gab den Anstoß, endlich fing ich mit meinen schon seit langem geplanten Erinnerungen an Rosenhagen an.

Die engere familiäre Verbindung der Familie v. Restorff aus Rosenhagen zur Familie Plautz in Groß Nienhagen besteht seit ca. 1938. Der Kontakt, insbesondere zur jüngsten Tochter Barbara, Bärbel, ist bis zum heutigen Tage erhalten geblieben.

Groß Nienhagen, das Nachbargut von Rosenhagen, spielte eine wesentliche Rolle bei unserer Flucht im Jahre 1945. Das Gut war nach der Flucht aus meinem Elternhaus Rosenhagen der erste Aufenthalt für mich, meine Schwester, das Kinderfräulein und zeitweilig auch für meine Mutter. Dort fanden wir bei Familie Plautz Unterkunft und fürsorgliche Betreuung, bevor die Flucht auf abenteuerlichen Wegen nach Hamburg weiterging.

Die sechs Jahre, die ich in Rosenhagen vom 10. 3. 1939 bis Ende Oktober 1945 erleben durfte, waren wohl prägend für meinen weiteren Lebenslauf. Dort unternahm ich meine ersten Gehversuche und erlebte in dieser Zeit eine sehr behütete Kindheit, bis alles über Nacht ein jähes Ende fand.

Die Ereignisse des Kriegsendes im Jahre 1945 veränderten meine ländliche heile Welt mit einem Schock in ein Leben, auf das ich nicht vorbereitet war. Von einem Tag auf den anderen wurde ich in eine Großstadt verfrachtet und zum Stadtmenschen gemacht. Ein Spruch lautet in etwa: „Wenn man am Russen kratzt, kommt der Bauer zum Vorschein“. Das mag bei mir im übertragenen Sinne heute noch zutreffen. Die Liebe zur Natur, zum Landleben, meine Landlust ist bis zum heutigen Tage geblieben.



An meinen Vater, der im September 1941, als ich 2 1/2 Jahre alt war, an der Ostfront in Russland als Soldat für unser Vaterland gefallen war, kann ich mich leider nicht erinnern. Erzählungen meiner Mutter über ihn und die schriftliche, ausführliche Schilderung meines Großvaters, Hans Friedrich v. Restorff, über seinen einzigen Sohn, meinen Vater, haben jedoch ein Bild von ihm in mir entstehen lassen.

Mein Vater "Pipa" (Papi)

Doch nun eins nach dem anderen:

Am 10. März 1939 erblickte ich in einer Klinik in Rostock das Licht der Welt. Meine Erinnerungen an Rosenhagen setzen dort ein, wo ich den unangenehmen Kommandoton meiner ersten strengen „Erzieherin“ zum ersten Mal bewusst wahrnahm, das mag im Alter von drei Jahren gewesen sein. Wie sie hieß, weiß ich nicht mehr. Dieser für mein Gemüt sehr barsche Tonfall sollte mich noch einige Jahre begleiten und erst nach der Flucht im Jahre 1945 aufhören. Denke ich an diese „Kommandantin“, fällt mir immer Fräulein Schütz ein.

Meine Kinderjahre in Rosenhagen, dem ca. 390 ha großen Rittergut meines Vaters, waren von Disziplin und Strenge geprägt, so habe ich es jedenfalls immer empfunden. Warmherzige mütterliche Zuneigung erlebte ich teilweise beim Küchenpersonal und später nach unserer Flucht bei der von mir so geliebten und genannten Hildemutti, Hildegard Martens, der Schwägerin meiner Mutter, bei der ich – neben meinen Großeltern in Hamburg-Altona – zeitweise wohnte und aufgezogen wurde.

Meine fürsorgliche, tapfere Mutter hatte, nachdem sie sich ab 1941 als Kriegerwitwe bis zur Vertreibung um Haus und Hof in Rosenhagen kümmern musste, nicht die Zeit für mich, die ich mir gewünscht hätte. Stattdessen musste sie, um unsere Existenz bangend, auf dem Gut in Rosenhagen ihren Mann stehen, den Laden zusammenhalten und später in Hamburg eine neue Existenz für uns aufbauen. Dadurch wurde ich in den ersten sechs Lebensjahren mit häufig wechselnden Erzieherinnen konfrontiert, die es sicherlich alle gut mit mir meinten.

Mein Wirkungskreis beschränkte sich hauptsächlich auf und um das Rosenhäger Haus, besonders gut kannte ich mich im Kellergeschoss aus, wo sich u. a. auch die Küche befand. Der Weg vom Esszimmer über die Diele zum Souterrain hinunter war mir besonders vertraut. Hier rannte ich die Treppe hinunter in die Küche, wenn mich Seelenschmerz befiel, weil das Kindermädchen wieder zu streng zu mir war. Dort heulte ich mich an den Küchenschürzen der Köchinnen, den „Kökschen“, aus und wurde immer getröstet. Bis heute kommen mir beim Geruch nasser Küchentücher anheimelnde Erinnerungen hoch. Wenn ich mich in deren Schoß ausheulen durfte, waren die Schürzen meistens nass von der Arbeit. Als kleiner Knirps reichte mein Kopf höchstens bis zum Bauch. Diese immer feuchten, muffig riechenden Küchenschürzen bedeuteten Schutz für mich. Dort unten wurde ich verwöhnt, wobei mich manche Mamsell hochhob und meinen Kopf an ihr Herz und an ihre Brust drückte, und ich fühlte mich geborgen.

Draußen um das Haus herum kannte ich mich nur in einem Radius von mehreren hundert Metern aus, weil ich ohnehin nicht weiter weg laufen durfte. Mit Argusaugen wachten Kinderfräuleins über mich, damit ich nicht davonlaufen und Dummheiten anstellen konnte.



Die Wunderbuche



Die Hundebuche

Daher führten mich meine Wege meistens bis zur nahen Hundebuche, zum Waldanfang hinterm Haus und zu dem in Sichtweite liegenden Eiskeller oder ein Stückchen weiter bis zur Wunderbuche oder zum Hühnerstall. Die Aufpasser drohten jedesmal mit dem bösen Kapuzenmann, wenn ich nicht gehorchen wollte, der Eiskeller verkörperte diesen mit seiner dunklen Metallhaube. Ich fürchtete mich vor dieser dunklen Gestalt, da man mir

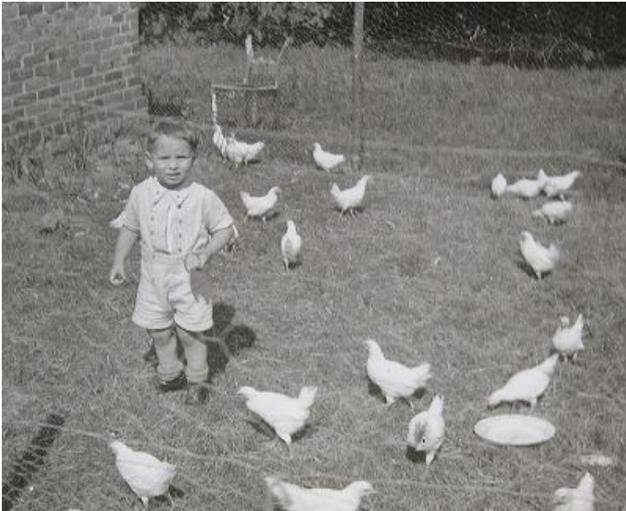
die genaue Funktion des Eiskellers damals nicht erklärt hatte.



Der Eiskeller

Die Hunde- und die Wunderbuche waren ebenfalls geheimnisvoll. Es hieß, dass die Leute von weither kamen, um sich durch das große Loch im Geäst der Wunderbuche hindurch-zuzwängen. Vorher mussten sie eine Leiter an den Baum lehnen. Sie versprachen sich dann durch akrobatisches Hinaufklettern und Hin-durchkriechen Linderung ihrer Schmerzen und Befreiung von ihren Leiden.

Am Fuße der gewaltigen Hundebuche, die mit vielen eingeritzten Initialen versehen war, bei denen es sich wahrscheinlich um die Abkürzungen irgendwelcher Hundennamen handelte, wurden sämtliche Hundegenerationen der Familie begraben, ein Hundefriedhof also, ebenfalls sehr mysteriös.



Den Hühnerstall besuchte ich oft und gerne. Das Gewusel der umherlaufenden Hühner machte mir Freude, und mit Vorliebe erschreckte und scheuchte ich sie. Hühner habe ich mit Vorliebe gescheucht. Es machte mir diebischen Spaß, sie aufzuschrecken, und jedes flüchtende Huhn, das mit lautem Gegacker einige Meter durch die Luft flog, bereitete mir Vergnügen. Natürlich wurde dies nicht gerne gesehen. Ganz so wild wie mein Vater mit seinem Freund Hans Netzel habe ich es nicht getrieben. Beide saßen als Kinder, so wird berichtet, in den Taxusbäumen vor dem Gutshaus und

schoßen mit Pfeil und Bogen auf die „wilden, feindlichen Indianer“, welche in ihren Phantasien die Hühner verkörperten.

Den nahe dem Haus gelegenen großen Wirtschaftsgarten mit seinen im Sommer bunten, duftenden Blumen liebte ich sehr. Zum einen waren die Beete dort mit niedrigen, gradlinigen Buchsbaumhecken gesäumt, unter denen zur Frühlingszeit herrlich duftende violette Veilchen blühten. Zum anderen gab es im hinteren Teil des Gartens einen August-Apfelbaum mit wohlschmeckenden, citrusfarbigen Äpfeln. Wenn mein Großvater Restorff zu Besuch aus Rostock kam, nahm er mich an die Hand, spazierte mit mir zu diesem Baum und schaute prüfend in die Baumkrone. Waren die Äpfel reif, zückte er sein Taschenmesser, pflückte uns einen Apfel, zerteilte ihn, und Großvater und Enkel verzehrten dann genüsslich Stück für Stück davon. Die Äpfel waren sehr saftig und stets eine große Freude für mich. Diesen Apfelbaum gibt es heute noch, und obwohl er in die Jahre gekommen ist, sind seine Früchte noch saftig und knackig wie damals. Der jetzige Eigentümer, Herr Rutzen, führte mich im September 2008 zu diesem Baum, nachdem ich seinen Standort im Garten genau beschreiben konnte, nach über 60 Jahren! Heute erfreut sich Damwild, das in einem Gatter gehalten wird, in dem der Baum steht, an diesen herunterfallenden Früchten. Es scheint mir, die Tiere haben unter der Obhut des pensionierten Försters, Herrn Rutzen, ein angenehmes Leben.

Mit dem Rosenhäger Gärtner „Barschta“, einem Serben oder Kroaten, das weiß ich nicht mehr so genau, verstand ich mich gut. Er trug damals immer ein olivfarbiges „Soldatenschiffchen“ als Kopfbedeckung, das

mich mächtig beeindruckte. Auf besonders schön blühende Blumen machte er mich aufmerksam, gab geduldig Erklärungen auf meine Fragen zu den Beeten, Pflanzen, Tieren und zu sonstigen interessanten Dingen. Ein guter Freund war er für mich, und von ihm fühlte ich mich sehr beschützt.



Wo ist das Geschenk?
(mit Opa Martens)

Spannend war es, wenn mein Opa Martens aus Hamburg zu Besuch kam. Am wichtigsten war es dann für meine Schwester und mich, wenn er seinen Koffer im Gästezimmer im Obergeschoss des Hauses auspackte, um ein kleines Geschenk für uns daraus hervorzuzaubern.

Opa Martens war für mich der große Opa mit der kleinen Oma, diese Grosseltern kamen aus Hamburg. Opapa Restorff kam aus Rostock, war der kleine Opapa mit der großen Omama. An diesen Merkmalen konnte ich die Großeltern am besten unterscheiden! Die große Omama war einen halben Kopf größer als Opapa. Bei den Großeltern Martens aus Hamburg war es umgekehrt.

Wissbegierig und neugierig, wie ich damals war, wollte ich das Telefonieren ausprobieren. Als sich das Fräulein vom Amt meldete, rief ich keck in die Sprechmuschel: „Alte Pflaume“! Das Resultat war eine heftige Beschwerde des Telefonamtes an Rosenhagen. – „Alte Pflaume“ muss ich wohl von irgendjemandem aufgeschnappt haben.

Meine Mutter berichtete, dass mein Vater mich gehauen haben soll und ich daraufhin geschrien und, mit den Füßen auf den Boden stampfend, gerufen hätte: „Doch alte Pflaume!“

Wenn meine Mutter ins Kinderzimmer kam, um Gute Nacht zu sagen, saß ich oft in der Hocke im Bett und schaukelte donnernd mit dem Kopf gegen die Stirnseite der hohen Bettkante. Daraufhin beriet sie sich mit ihrer Mutter, und sie kamen überein, dass irgendetwas mit mir nicht stimmen könne. Heute weiß ich, dass so etwas mit mangelnder Nestwärme zu tun hat. Meine Cousine Ute meinte, dass ich nicht genügend geschaukelt und gedrückt worden wäre.

Meine Mutter war eine tapfere und fürsorgliche Frau, es war Krieg, und sie konnte unter den damaligen Umständen nicht überall sein, daher mussten die häufig wechselnden Erzieherinnen stellenweise mütterliche Nest-

wärme hergeben, was naturgemäß nicht dasselbe war, es gelang ihnen nicht, das Mütterliche zu ersetzen. Meine Mutter wollte unbedingt das Gut für mich, den Erben, erhalten und tat deshalb alles dafür, was in ihrer Macht stand. Das Gut musste bewirtschaftet, mein fehlender Vater zwangsläufig auf dem Hof durch sie ersetzt werden, so blieb nicht viel Zeit für mich übrig.



Wenn mir meine Erzieherin preußische Tugenden beibrachte, war dies für mich sehr ungemütlich.

Diese bestanden u. a. darin, dass ich eine Mahlzeit immer aufzuessen hatte, selbst dann, wenn mir das Essen partout nicht schmecken wollte. Dieselbe Mahlzeit wurde immer wieder aufgetischt, bis ich sie endlich vollständig aufgegessen hatte. Das konnte sich bis in den folgenden Tag hineinziehen. Des Weiteren hatte ich vor dem Zubettgehen meine Kleidung ordnungsgemäß zu falten und übereinander zu schichten, und diese Ordnung

war peinlich genau mit den Kanten des Stuhles abzuschließen. Die Schuhe waren darunter so aufzustellen, dass die Hackenenden der Schuhe in gerader Linie mit der darüber liegenden Sitzfläche im Lot waren. Wenn dem einmal nicht so war, dann deutete ein Siebenstriemer, der an der Wand über unseren Betten im Kinderzimmer hing, darauf hin, dass bei Fehlverhalten deutsche Tugenden eingebläut werden konnten. Wer nicht hören wollte, sollte fühlen. Ein Siebenstriemer bestand aus einem ca. 30 cm langen runden Holzgriff, aus dessen oberen Ende sieben Lederstriemen herausprossen. Das flößte ungeheuren Respekt ein! Bei Daumenlutschen wurde damit ebenfalls Strafe angedroht. Bekanntschaft musste ich artiger, eingeschüchterter Junge zum Glück damit nicht machen! Allein die Existenz dieses scheußlichen Folterwerkzeugs machte mir große Sorgen und bedrückte mich.

Stichwort Hacken! Natürlich war es damals üblich, dass ein wohlzogener Junge bei jeder Begrüßung einen tiefen Diener zu machen und die Hacken zusammenzuknallen hatte. Es gelang mir fast so wie in dem Film "Dinner for one", den es jahraus, jahrein zu Silvester im Fernsehen gibt, wenn nämlich der Diener James einen Toast auf Colonel von Schneider ausbringen muss. Sehe ich diese Szene, erinnert sie mich jedes Mal daran. Mrs. Sophie antwortet auf die Frage: "Must I?" mit: "Of course, James, just to please me!" Der Diener James empfand das Hackenzusammenknallen als äußerst schmerzhaft. Das empfand ich nie so, und ich wurde immer gelobt, wenn meine Hacken mit einem besonders lauten "Klack" aneinander schlugen, es tat außerdem nicht weh. So etwas wurde damals eben erwartet.



Gutshaus Techlin

Besondere Disziplin und gutes Benehmen waren angesagt, wenn es zu Besuch auf benachbarte Güter der Verwandtschaft ging. Selbstverständlich wurden meine Schwester und ich besonders herausgeputzt, wobei u. a. auch auf blitzblankes Schuhwerk geachtet wurde. Vor dem Eintreffen dort gab es nochmals Verhaltensanordnungen. „Wenn Du nicht stillsitzt, wenn du das Essen nicht isst, wenn du..., wenn du..., dann...!“

So geschehen an einem Besuchstag in Techlin bei Onkel Joachim von Hennigs. Dort angekommen, begab sich die Familie nach dem üblichen Begrüßungsritual zu Tisch. Vor dem Essen an der großen Tafel ertönte ein Lied auf dem Harmonium, ein Tischgebet wurde gesprochen, dann gab es den ersten Gang und, oh Schreck, es wurde Holunderbeersuppe mit Grießklößchen serviert, ein Gericht, das ich auf den Tod nicht ausstehen konnte. Meine Kinderfrau, Fräulein Schütz, bemerkte dies natürlich sofort, und sie flüsterte mir in bekanntem Kommandoton die Anweisung zu, alles aufzuessen. Nun war ich diese Direktiven ja schon gewohnt, erschwerend gesellte sich aber folgende Situation hinzu. Fräulein Schütz bedeutete mir folgendes: „Dort an der Stirnseite des Tisches sitzt Onkel Joachim mit einer Reitpeitsche, die an einem Stuhl mit erhöhter Lehne hängt, auf dem er „thront“. Aus meiner kleinen Sitzerspektive machte das für mich einen bedrohlichen Eindruck. „Wenn Du“, fuhr sie fort, „diese Suppe nicht isst“, und sie machte ein besonders ernstes Gesicht, „wird die Reitpeitsche zur Strafe auf Dich gezielt hernieder sausen.“ Also kuschte ich, würgte Löffel für Löffel in mich hinein, wobei mir kotzübel wurde und ich mich zu erbrechen drohte. Zum Glück geschah dieses Malheur nicht, meine Stimmung war jedoch für den Rest des Tages im Eimer. Noch heute erinnere ich mich bei Holunderbeersuppe an diese Situation. Für viele mag die Suppe ein Hochgenuss sein, für mich ist sie nach wie vor ein Greuel!

Erzählen kann ich auch noch, dass mein Vater zu Weihnachten einmal meiner Mutter und ihrer Schwester Gerda je einen rosafarbenen Kosmetikkoffer schenkte. Dass ich mich ausgerechnet an dem Koffer von Tante Gerda vergriff, war sicherlich keine Absicht, jedenfalls war der Inhalt besonders interessant, und ich ahmte das Verschönern der Erwachsenen nach. Seelenruhig verstreute ich den Inhalt von Puderdosen auf meinem Gesicht, wobei das meiste natürlich danebenging, und ich schmierte mich mit diversen darin befindlichen Cremes ein, feierte so eine herrliche Schminkorgie, wobei das meiste daneben ging. Meine Mutter berichtete, dass ich dies in ihrem Schlafzimmer veranstaltete. Tante Gerda war nicht begeistert, der Koffer verklebt, die Tuben und Tiegel waren verschmiert, und im Schlafzimmer war die Luft mit orientalischen Gerüchen geschwängert. Die-

sen selten unbeaufsichtigten Augenblick habe ich genüsslich auskosten. Die Koffer wurden anschließend getauscht, so dass die Schwester meiner Mutter den unverdorbenen Koffer erhielt.

Gerda Martens, diese neun Jahre jüngere Schwester meiner Mutter, absolvierte als Kinderhilfe für mich und meine Schwester ab November 1940 ihr Pflichtjahr auf Rosenhagen. Sie hat sich dort sehr wohl gefühlt, und während dieser Zeit sammelte sie nebenbei alte überlieferte Rosenhäger Kochrezepte. Sie hielt diese handschriftlich in einem dicken Buch fest.

Es existiert noch, und es wird hin und wieder aus diesem Buch gerne nachgekocht.

Sie verliebte sich in den besten Freund meines Vaters, Hans Netzel, den sie nach dem Krieg heiratete. Mein Vater hat das leider nicht mehr erlebt. Später, anlässlich von Familienfeiern (ich im bereits reiferen Alter und 1,90 m groß), strahlte sie mich immer glücklich an und rief: „Dieter, dich habe ich als kleines Kind trockengelegt.“ Das erwähnte sie auch noch als über 80jährige im Kreise von Mitbewohnern ihres Heimes. Das Gelächter war auf beiden Seiten groß.

Nachdem mein Vater im September 1941 gefallen war, nahm meine Mutter Kontakt zu Bauer Lettow aus Sattow auf (ein Erzkommunist, wie gesagt wurde, war er jedoch nicht). Zu ihm hatte meine Mutter bereits eine freundschaftliche Beziehung nach ihrer Heirat aufbauen können. Er war der „Städterin“ aus Hamburg immer sehr behilflich, besonders wenn es darum ging, praktische Anwendungen in der Landwirtschaft zu zeigen. Das war besonders nach dem Tode meines Vaters notwendig. Es begann mit der Einweisung in die Hühner- und Gänsehaltung bis hin zur Schafzucht. Hier überzeugte Herr Lettow meine Mutter, dass sich Merino-Schafzucht lohnen würde, wegen der damals so begehrten Wolle.

Meine Mutter konnte gut mit dem Landvolk, sie war kontaktfreudig, aufgeschlossen, wissbegierig und überall gern gesehen, so dass die anfängliche Skepsis gegenüber der Stadtfrau bald verging. Sicherlich gefiel es Herrn Lettow auch, dass eine „Adelige“ sich mit den so genannten einfachen Leuten abgab. War sie mit dem Auto, später, als es kein Benzin mehr gab, mit der Kutsche unterwegs, nahm sie Leute, die zu Fuß gehen mussten, mit einer Selbstverständlichkeit in ihrem Gefährt mit. (Dies rettete uns später vermutlich das Leben und vor dem Transport nach Sibirien). Meine Mutter war es auch, die sich nach ihrer Heirat sofort um nachbarschaftliche Beziehungen u. a. auch zu Groß Nienhagen bemühte. Zu Zeiten meiner Großeltern Restorff und davor waren solche Kontakte nicht üblich. Man pflegte keinen Kontakt zur Familie Plautz, da sie Pächter und keine Grundbesitzer waren. Besitzer war noch die Mutter von Herrn Plautz.

Ende April 1945 ging meine Kinderzeit in Rosenhagen abrupt zu Ende!

Die Russen kamen näher und näher, Horden von Polen fielen in unser Haus ein, wüteten, plünderten und suchten nach dem Gutsbesitzer. Von einer zur anderen Minute musste meine Mutter, da sie von den Russen bedrängt wurde, alles stehen und liegen lassen. Mit meiner an Ruhr erkrankten sechs Jahre alten Schwester auf dem Arm, mit mir an der Hand und Fräulein Schütz verließen wir das Haus. Sämtliche Ausweispapiere, Geld, Kleidung etc. blieben zurück. Wir flüchteten aus der Hintertür und schlichen hinter der Gartenhecke vorbei, abseits vom Weg, durch das Rosenhäger Schmiedeholz, über ein großes Feld zum Nachbarn nach Groß Nienhagen, wo wir mit einer Selbstverständlichkeit in dem schon von Flüchtlingen vollbesetzten Haus von Familie Plautz auch noch aufgenommen wurden und dort zunächst Sicherheit und Unterschlupf fanden.

Zuerst versteckte uns Herr Plautz in seinem noch intakten Bienenhaus. Hier auf der Rückseite hinter den Bienenstöcken konnten wir uns unter Stroh verstecken, wir waren erst einmal sicher. Die Bienen haben uns nicht gestochen!

Wir machten dort Bekanntschaft mit Bodo Welker und seinem Freund Wolfgang Rölller. Die beiden hatte es nach Groß Nienhagen verschlagen, nachdem sie im Alter von 16 Jahren aus dem Kriegsdienst entlassen waren.



Bodo Welker

Zuvor hatten sie ihre Grundausbildung bei der deutschen Kriegsmarine in Dänemark beendet und waren zum Fronteinsatz nach Deutschland zurück-gekehrt. Sie sollten die Festung Warnemünde zusammen mit anderen deutschen Truppen gegen die Sowjetarmee verteidigen! Sie hatten sich also, da der Krieg aussichtslos zu Ende ging, zu Tante Ilse und Onkel Wilhelm Plautz durchgeschlagen, da diese entfernte Verwandte von ihnen waren. Für uns Kinder waren die beiden Jungen wie Pfadfinder und sicherlich ein Segen für die Flüchtlinge im vollgestopften Gutsbetrieb, sie halfen, wo sie konnten, machten sich überall nützlich, organisierten Verstecke im Wald, stellten einen Plan für nächtliche Wachdienste auf und schleusten u. a. auch uns durch das damals herrschende Chaos.

Da meine Mutter als Gutsbesitzerin gesucht wurde, flüchtete sie vor den Russen und konnte sich sechs Wochen lang, als alte Frau verkleidet, den russischen Nachstellungen entziehen. Das hieß aber auch, dass sie sich nirgendwo lange aufhalten konnte. Sie hat im Wald und im Hühnerstall, in Brüchen und Gartengebüschen gelebt, geschlafen, ab und zu warm gegessen, sonst von Brot und einer Flasche Wasser gelebt. Als sie schließlich in Groß Nienhagen aufgespürt wurde, floh sie zum Nachbargut Horst. Bauer Lettow aus Satow half, wo er konnte, er hatte von der Not meiner Mutter gehört und besaß Zivilcourage, holte sie kurz entschlossen mit Pferd und

Wagen aus ihrem Versteck ab und brachte sie nach Horst. Sie war wieder für ein paar Tage unter-getaucht und hatte beim dortigen Schweizer (Melker, Stallknecht) Unterkunft gefunden und dort verkleidet unentdeckt gewirkt.

Durch die nachbarschaftliche Freundschaft konnten ich, meine Schwester und unser Kinderfräulein erst einmal auf unbestimmte Zeit in der Obhut der Familie Plautz bleiben.

Beim Einmarsch der Russen rückte eine wilde Soldateska als Vortrupp in Rosenhagen und den umliegenden Gütern ein, plündernde und vergewaltigende Mongolen mit ihren Flintenweibern machten die Gegend unsicher. Nachdem sie auch im Haus von Rosenhagen gewütet und mit ihren Kalaschnikows umhergeschossen hatten, begannen sie, im Teich neben dem Gutshaus mit Handgranaten zu fischen, und suchten den Hühnerstall nach Eiern ab. Wenn sie keine in den Nestern fanden, dann drückten sie den Hühnern die fast legefertigen Eier aus, machten im Waschhaus daraus Spiegeleier und „kochten“ (brannten) aus Kartoffeln Wodka. Wenn sie angetrunken, laut johlend durch die Gegend torkelten, gingen wir ihnen am besten aus dem Wege. Waren die Soldaten jedoch nüchtern, dann wiederholten sie an den Tagen darauf das Hühnerpopo-Eierdrücken. Dabei sah ich oft zu, wie so etwas gemacht wurde, durch Abgucken machte ich die Erfahrung, wann so ein geschwollener Hühnerpopo kurz vor dem Legen war. Gelang es mir dann, so ein warmes Ei herauszuquetschen, war ich stolz und fühlte mich als Eierproduzent. Erwischt wurde ich dabei zum Glück nicht.

Die Russen trieben sich immer wieder auch in Groß Nienhagen herum. Wenn sie sich dem Gutshaus näherten, wurden sofort neben den kleinen Plautzkindern auch die Flüchtlingskinder, so auch ich mit Theelein, meiner Schwester, mit Schmuck, Uhren und anderen Wertsachen ins Bett gesteckt. Dann täuschten wir Krankheiten vor. Bodo Welker veranlasste, dass an den Türen der „Krankenzimmer“ ein Schild mit dem Wort Typhus in großer kyrillischer Schrift angebracht wurde. Im Simulieren waren wir gut. Typhus war die Krankheit, vor der die sowjetische Armeeführung am meisten Angst hatte. Die Soldaten hatten strengsten Befehl, Typhusranke zu meiden. Es herrschte zu der Zeit überall diese Krankheit. Öffneten sie die Tür zu einem Zimmer, um nachzusehen, ob wirklich ein Kranker im Bett lag, machten sie augenblicklich auf dem Absatz kehrt, denn wir konnten auf Kommando so glaubhaft leidend aussehen, stöhnen und wimmern, so dass sie sich erschreckt abwendeten.

Im Garten von Groß Nienhagen stand ein kleines Fachwerk-Kinderspielhaus, das für die sechs Kinder der Familie Plautz gedacht war. In diesem Spielhaus, es steht etwas verfallen heute noch dort, spielten wir Kinder unten auf der Eingangsebene, während oben auf dem Zwischenboden die jungen Mädchen der Familie Plautz versteckt lagen, um den Vergewaltigungen zu entgehen. Wir fungierten als Ablenkung, was immer gut geklappt hat.

Helga Plautz, die mit meiner Schwester Theelein im gleichen Alter war, hatte während unseres dortigen Auf-



Gutshaus Groß Nienhagen
(wieder im Besitz der Familie Plautz)

enthalts einmal Frisör mit mir gespielt und mir die Haare geschnitten. Wie mir ihre Schwester Bärbel später berichtete, geschah dies natürlich unerlaubt und mit einer spitzen Nagelschere, die eigentlich zur Maniküre gedacht war. Das Resultat war ein verschnittener, viel zu kurzer, zerfranster Pony-Haarschnitt. Aus Angst vor meiner Erzieherin, was hätte mit diesem spitzen „Instrument“ alles passieren können, lief Helga verschreckt und voller Angst in den dortigen Kuhstall, um sich vor Fräulein Schütz, „der Schütten“, wie sie in Groß Nienhagen genannt wurde, zu verbergen.

Als vom Landrat die Nachricht kam, dass meine Mutter sofort wieder nach Rosenhagen zurück sollte, sonst



Die "Schütten" mit meiner Schwester und mir

würde sie Rosenhagen verlieren, ging sie, richtete sich im Wirtschaftshaus ein und kochte für zehn Landarbeiterfrauen. Es wurde ihr außerdem auferlegt, sich tagsüber um die eingesetzten Landarbeiter zu kümmern und sie zu verpflegen, meist waren es kriegsgefangene Serben und Kroaten, welche die Russen dorthin gebracht hatten. Außerdem war sie für die Abwicklung der Ernte verantwortlich, dafür stellte man ihr einen kommissarisch eingesetzten deutschen Verwalter zur Verfügung. Im leeren Gutshaus hausten noch ca. 30 Russen.

Nachdem die erste Plünderungswelle vergangen war, ist meine Mutter beim Kommandanten in Kröpelin vorgestellt worden, um eine Sicherheitsgarantie zu erhalten. Er kam mit ihr nach Rosenhagen, worauf sie nicht mehr belästigt wurde.

Nachts wurde sie von zwei russischen Soldaten, die vor ihrem nicht abschließbaren Schlafzimmer Wache schieben mussten, beschützt. Sie bewohnte, nein hauste jetzt im geplünderten Inspektorenhaus. Dort hatte vorher der Gutsinspektor Herr Matthies mit seiner Frau gelebt. Die Russen, die beim Einmarsch nach dem Besitzer von Rosenhagen fahndeten, meinen Vater jedoch nicht finden konnten, schlugen Herrn Matthies mit einem großen metallenen Milchkannendeckel zusammen, so dass er blutüberströmt zusammenbrach, er musste für den Gutsbesitzer herhalten. Das hatte ich als sechsjähriger Knirps mit ansehen müssen, und noch heute ist es mir, als ob es gestern geschah. Was aus der Familie Matthies geworden ist, weiß ich nicht.

Bevor sie jedoch unter russischen Soldaten wirken konnte, musste meine Mutter einen „Tauglichkeitstest“ über sich ergehen lassen. Das bedeutete, mit einem Offizier Wodka trinken und dabei Trinkfestigkeit unter Beweis stellen. Um mithalten zu können, nahm sie ein fetthaltiges Essen ein, damit sie mit einer soliden Unterlage die Trinkprüfung glimpflich überstehen konnte. Nachdem meine Mutter nach mehrfachem gegenseitigen Zuprosten, diversen Wodka und vielen „nas darowje“ bestanden hatte, wurde sie von dem Offizier mit einem kräftigen Klaps auf die Schulter und „Du gutttt Frau“ entlassen. Sie hatte ihre Bewährungsprobe bestanden und genoss fortan den Schutz dieses verantwortlichen Soldaten. Dieser Offizier sorgte dann auch für Medikamente und alles andere, was so dringend benötigt wurde. Dass meine Mutter in einen hinter ihr stehenden Blumenkasten einige Wodka gekippt hatte, bemerkte der angetrunkene Soldat zum Glück nicht.

Dankbar nahm meine Mutter von Frau Elisabeth von Oertzen, geb. v. Alvensleben, sie war Nachbarin vom Gut

Miekenhagen, ein Silberbesteck entgegen. Nach ihrer Mittellosigkeit war sie über das silberne Essbesteck mit dem Alvensleben-Wappen und einer Garnitur weißer Bettwäsche sehr glücklich. Dieses Silberbesteck hütet jetzt meine Tochter Christine. Irgendwie sind die Sachen in den Westen gelangt, wie weiß ich nicht. Ebenfalls fand die Offizierstruhe meines Vaters den Weg nach Hamburg sowie eine von meiner Mutter selbstgestickte große Decke mit heraldischem Muster, die früher, ich erinnere mich noch genau, den Flügel in der Diele des Gutshauses schmückte. Diese Decke wird heute noch von meiner Tochter bei ihr zu Hause zu Weihnachten als dekorative Unterlage unter den Weihnachtsbaum gelegt. So werden die wenigen geretteten Andenken sorgsam gehütet und in Ehren gehalten.



Das Besteck von Frau v. Oertzen,
geb. v. Alvensleben

Im Oktober 1945 wurden wir aus Rosenhagen von deutschen Kommunisten vertrieben. Der 30. Oktober 1945, nachts 24 Uhr, war der Stichtag für die Enteignung. Dies wurde von sowjetischer Militäradministration bestätigt. Diese Enteignung ließ meine Mutter nicht einfach nur mündlich über sich ergehen. Sie ging zum Landratsamt nach Satow, um sich dort die schriftliche Bestätigung dafür zu holen. Als sie das Amt verlassen wollte, wurde sie von einer Frau, einer Jüdin, wie sich später herausstellte, abgefangen und angesprochen. Sie informierte meine Mutter, dass unsere Familie auf der Liste des Transports nach Sibirien stand. Sie riet meiner Mutter, sofort abzuhausen, da Gefahr im Verzuge sei. Dazu hatte meine Mutter, wie sie mir später einmal sagte ca. zwei Stunden Zeit. Wieder einmal war Bauer Lettow da, der davon hörte, er holte meine Mutter und mich im Wagen ab und brachte uns nach Satow. Ich war gerade für ein paar Stunden zu Besuch in Rosenhagen und weinte bitterlich beim Abschied. Meine Mutter war in Satow nun unvorschriftsmäßig zu nahe bei Rosenhagen (sie durfte sich bis auf 20 km dem Haus nicht nähern) und war wieder einmal aufs höchste gefährdet. Reihenfolge war nämlich: Sammeln der Besitzer in einem Lager und dann Abtransport nach Osten, also Sibirien. Da kam das Telegramm meines Großvaters aus Rostock zur rechten Zeit. Er telegrafierte uns, sofort nach Rostock zu kommen, Bärbel, die jüngste Schwester meines Vaters aus Bremen, sei da.

Übrigens stellte sich später heraus, dass die Jüdin, die meine Mutter informiert hatte, zu den Personen gehörte, die meine Mutter vor geraumer Zeit auf einer ihrer Besorgungsfahrten zu sich in den Wagen eingeladen hatte. Das hatte diese Frau nicht vergessen und revanchierte sich nun als Retterin in der Not!

Für mich war meine heile Welt nun endgültig verloren. Theelein, meine an Typhus erkrankte Schwester, blieb mit Fräulein Schütz in Groß Nienhagen zurück. Sie kam Wochen später gesund mit Fräulein Schütz in Hamburg an, auf welchem Weg und wie, das weiß ich nicht.

Es traf sich gut, dass Tante Bärbel gerade in Rostock weilte, um ihre alten Eltern, meine Großeltern, zur Flucht nach Bremen zu bewegen. Wir schlossen uns diesem kleinen Treck an.

Anfang November ging es los. Die erste Nacht verbrachten wir in Wismar auf dem Bahnhof. Wir saßen allein auf einer schmalen Bank in einer Selterwasserbude auf dem Bahnsteig und konnten nicht schlafen. Morgens um 5 Uhr ging es zunächst weiter bis Ludwigslust, dann hieß es aussteigen. Wir erwischten einen Güterzug bis Stendal. Die 13 Gepäckstücke meiner Großeltern wurden wieder hineingehievt. Meine Mutter, mein Großvater und ich fuhren auf einer offenen, mit staubiger Kohle beladenen Lore. Das war der schönste Teil der Reise. Die Sonne schien, es war warm, windstill, und der Güterzug zuckelte so vor sich hin. Omama und Tante Bärbel fuhren im geschlossenen Güterwagen. In Stendal hieß es wieder aussteigen, und wieder wurde das Gepäck auf dem Bahnsteig gestapelt. Meine Mutter und Tante Bärbel begaben sich dann zum Güterbahnhof – ein Marsch

von ca. 4 km über die Schienen, um einen englisch-amerikanischen Zug zu erwischen. Durch Vermittlung von Tante Bärbel und ihrem Organisationstalent konnten wir in einem alliierten Güterzug, einem Verwundeten-transport, unterkommen. Der Kommandanten-Wagen brachte uns über Magdeburg nach Helmstedt. In diesem Wagen, der mit Stroh ausgelegt war, gab es einen eisernen „Kanonenofen“, an dem wir uns wärmen konnten. Der englische Kommandant spendierte heißen Tee. Meine Mutter berichtete mir später einmal, dass dieser Kommandant ihr „an die Wäsche“ wollte. Durch ein geschicktes Ablenkungsmanöver – sie fragte, ob er Frau und Kinder hätte, er bejahte und zeigte sofort Bilder von seiner Familie – konnte sie diese Situation entschärfen. Die Fahrt war in Helmstedt, der Grenzstation, zu Ende, dort hatten die Russen das Sagen. Mit Gebrüll wurden wir samt Gepäck aus dem Zug geworfen! Tante Bärbel verhandelte erneut mit einem Offizier. Immer wieder ertönte das Wort Uri, Uri, Uri! Mein Großvater musste seine Taschenuhr hergeben, der Russe hielt sie an sein Ohr, und da diese zum Glück noch tickte, schrie er: „Alle rein, rein, rein, rein!“ Also wurde das Gepäck wieder in den Wagon geworfen, wir kletterten hinterher und waren froh, zwei Minuten später auf englischer Seite zu sein. Der Verlust der Uhr meines Großvaters bedeutete für uns Fahrt in den freien Westen. In Braunschweig angekommen, trennten wir uns von den Großeltern und Tante Bärbel, sie fuhren nach Bremen weiter. Wir hielten nun Ausschau nach einem weiteren Zug, um endlich nach Hamburg zu gelangen. Leider endete der Zug, der uns beförderte, in Hamburg-Harburg. Die Elbbrücken waren wegen der Zerstörung für den Bahnverkehr gesperrt, so dass meine Mutter mit mir an der Hand die Elbbrücken zu Fuß queren und über Stock und Stein durch das zerbombte Hamburg nach Hamburg-Altona laufen musste, immerhin eine Strecke von ca. 18 Kilometern. Wir beide waren mit leichtem Gepäck unterwegs, außer dem kleinen Rucksack meiner Mutter, etwas Wegzehrung und dem, was wir auf dem Leibe trugen, hatten wir nichts zu schleppen!

So gelangten wir Mitte November 1945 nach der Flucht zu meinen Großeltern, den Eltern meiner Mutter, in Hamburg-Altona.

Auf unserem Marsch durch Hamburg kam ich aus dem Staunen nicht heraus! Hörte ich doch zuvor, dass meine Hamburger Großeltern in einer Stadt mit großen, schönen Häusern wohnen würden. Nun sah ich überall Trümmer und Ruinen! Trotzdem, ein paar wenige unversehrt gebliebene große Häuser bis zu sechs Stockwerke hoch und diese „Trümmer-Straßenschluchten“, das war für einen kleinen Jungen vom Lande deprimierend. Ich kam aus einem schönen großen Gutshaus in Mecklenburg mit viel Land und Freiraum, Feld, Wald und Wiesen drum herum und nun dieses Chaos. Was mich jedoch am meisten erschütterte, waren die vielen zerstörten Häuser. Keine Wiesen, Felder und hohen Bäume, keine weite Sicht, wie ich es gewohnt war. Vor dem großen Mietshaus meiner Großeltern Martens lag ein riesiger Trümmerhaufen mit allem möglichen Unrat darauf, es sollte mein erster Spielplatz nach unserer Ankunft dort sein. Hier verlor ich ziemlich bald mein „Begrüßungsgeschenk“, einen kleinen knallroten Gummiball. Damit spielte ich auf der Straße, und mein geliebter Schatz

sprang, nachdem ich ihn hochgeworfen hatte, hüpfend in eine Spalte des Trümmerhaufens und verschwand auf Nimmerwiedersehen! Ich war todunglücklich, mein erster eigener Besitz nach unserer Flucht, weg war er.

Nach der so genannten „Wende“ im Jahr 1990 fuhr ich mit meiner Frau nach Satow in Mecklenburg-Vorpommern. Auf dem zuständigen Gemeindeamt nahm ich Kontakt mit dem derzeitigen Bürgermeister Herrn Schlutow auf. Er fiel aus allen Wolken, als ich mich zu erkennen gab, da er in dem Glauben war, dass die Familie v. Restorff aus Rosenhagen nicht mehr am Leben war. Seine Sekretärin Frau Lorenz ist die Enkelin von Bauer Lettow, und auch sie war erstaunt, mich zu sehen, und bedeutete mir, dass der Stall, in dem ihr Großvater meine Mutter zeitweise versteckt hatte, noch stehen würde. Sie berichtete, dass noch lange und immer wieder in ihrer Familie von meiner Mutter gesprochen wurde, von ihrer damaligen Tapferkeit und ihrem Durchhaltewillen.

Gerne besuchen meine Frau und ich das heutige neue Rosenhagen. Fricka feierte mit Gästen drei Tage dort ihren 60. Geburtstag. Wir werden von den jetzigen Eigentümern Anke und Hans Rutzen immer auf das herzlichste empfangen und bewirtet. Nach der Wiederausammenführung der beiden Teile Deutschlands hat es mich jedoch nie in die Heimat meiner Väter und in meine Kinderstube zurückgezogen. Mein Lebensweg hat eine andere Richtung genommen. In meinem Herzen bewahre ich Rosenhagen, so wie ich es erleben durfte. Trotz der Erlebnisse dort bin ich dankbar für diese prägenden Jahre.

Rosenhagen fand **1994** neue Besitzer.

Anke und Hans Rutzen erwarben das völlig heruntergekommene Gutshaus, so wie es anschaulich in der Geschichte unter www.waldgut-rosenhagen.de beschrieben wird. Mit Hingabe, Aufmerksamkeit, Liebe und großem finanziellen Aufwand bauten sie das Gutshaus, wie es sich heute darstellt, wieder auf!

Rosenhagen auferstanden aus Ruinen! Die Bilder heute sprechen ihre eigene Sprache.

Familie Rutzen fühlt sich der Geschichte des Hauses der Familie v. Restorff sehr verbunden. Wie sagte Herr Rutzen kürzlich zu mir so schön: „Meine Frau und ich, wir fühlen uns eigentlich als Verwalter von Rosenhagen“.

Möge ihnen alle Zeit Gesundheit, Wohlergehen und Glück in diesem geschichtsträchtigen Anwesen beschieden sein.

Nun bin ich zum Ende gekommen, da fällt mir ein, dass ich kaum über das Innenleben des Hauses berichtet habe. Was sollte ich auch berichten können?! Mein „Leben“ spielte sich im Wesentlichen im Kinderzimmer unter Aufsicht der Erzieherinnen ab. Zwei herausragende Merkmale sind mir in Erinnerung geblieben: der große Kristallleuchter mit seinen funkelnden Prismen und die Kleiderpuppen auf dem Dachboden, die mit blauen

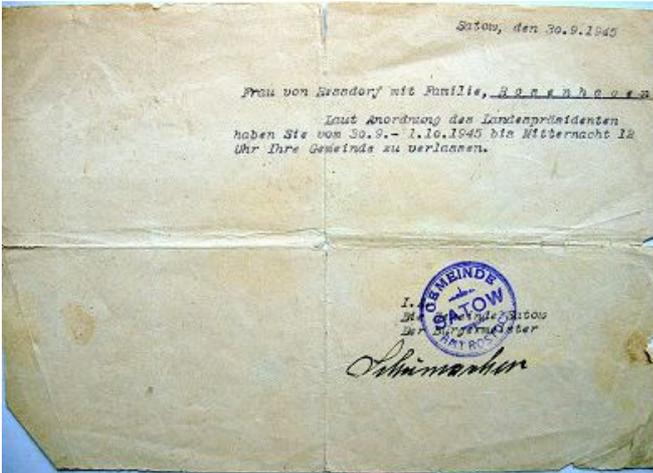
Uniformen bekleidet waren, wobei die goldenen Epauletten großen Eindruck auf mich machten.

Lilienthal im September 2010

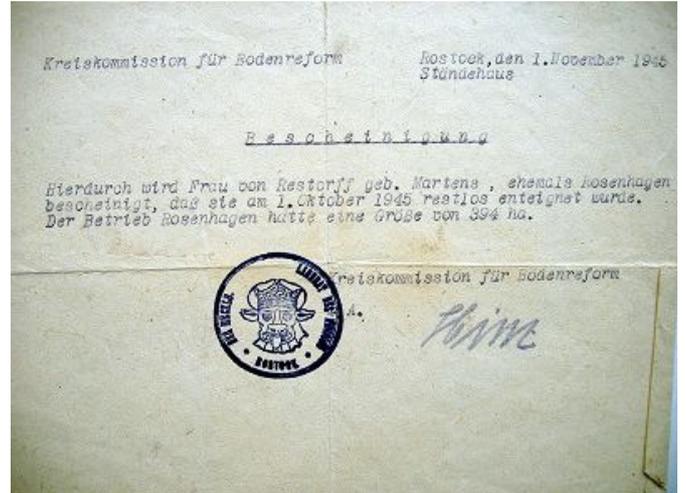
Dieter v. Restorff



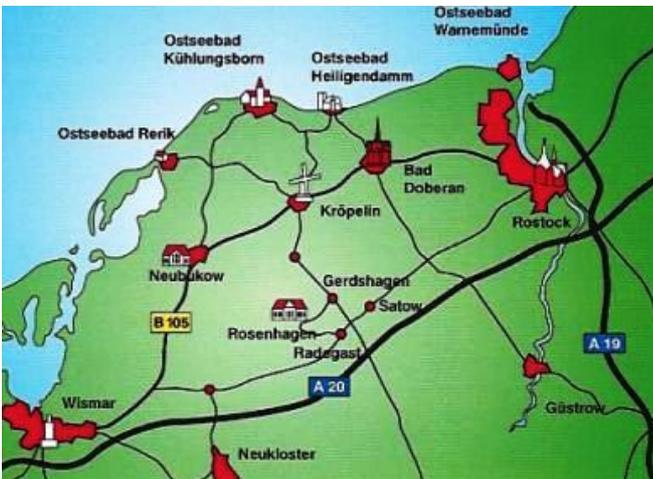
Lageplan des Rittergutes Rosenhagen



Ausweisung aus der Gemeinde 30. 9. 1945



Enteignung 1. 11. 1945



Rosenhagen zwischen Wismar und Rostock



Hildegard Martens, später von mir „Hildemutti“ genannt, bei einem Besuch in Rosenhagen



Meine Mutter mit Theelein und mir (1947)



Eingang zum Gutsgarten, rechts der Kirschbaum



Opapa v. Restorff am Pferdestall mit seinem Enkel



Die Großeltern Martens mit Theelein und mir



Die Großeltern v. Restorff



Das Gutshaus Rosenhagen heute



Rosenhagen (heute) im Schnee